

Illustriertes Sonntags-Blatt



Beilage zum

Oberurseler Bürgerfreund.

Verlag von Heinrich Verlebach in Oberursel.

F. Ronfort.

Das stille Haus.

Roman von W. Kabel. (Fortsetzung.)

11.

(Nachdruck verboten.)

In dieser Nacht schlief Matra besser, als er gehofft hatte, obwohl er sich vor dem Einschlafen noch lange Zeit mit dem Gedanken beschäftigte, ob etwa Ewald Vidler mit dem verschwundenen Diener Hartrecht identisch sein könne, — eine Vermutung, auf die er eigentlich nur deswegen gekommen war, weil Vidler sich ihm bisher nur bei dem ungewissen Lichte der Straßenlaternen und einer trübe brennenden Petroleumlampe gezeigt hatte und weil dieser mit seiner dimmen Brille, dem lahnen Kopf und dem graumelierten Vollbart eine recht seltsame Erscheinung darbot.

Des Schriftstellers erster Gang am anderen Morgen war zu dem Tierarzt. Hector ging es heute schon bedeutend besser. Ge-

fahr war überhaupt nicht mehr vorhanden. — Dann fragte Matra telephonisch bei Schaper an, ob dieser zu sprechen sei. Der Detektiv aber gab dem Schriftsteller persönlich Antwort. Und eine halbe Stunde später saßen die beiden wieder in demselben gemütlichen Raume einander gegenüber, den Matra gestern schon kennen gelernt hatte. Schaper hörte ohne besonderes Interesse zu, als der Schriftsteller mit wachem Feuerersehen die neuesten Neuigkeiten vortrug.

Nachher sagte er mit derselben Gleichgültigkeit: „Sie können ja dem Herrn Baron bestellen, Herr Doktor, daß er sich weiter keine Sorgen zu machen braucht. Er wird seine Diamanten wieder bekommen.“ Das „wird“ betonte er stark.

Matra schaute den Detektiv verdutzt an. „Ist das alles, was Sie mir auf meine wichtigen Mitteilungen hin zu erklären haben?“

meinte er enttäuscht. Denn er hatte gehofft, Schaper würde ihn endlich in die bisherigen Erfolge seiner Spürfähigkeit einweißen.

„Vorläufig ja“, entgegnete der Detektiv gelassen.

„Und was sagen Sie zu dem Brief mit der vielversprechenden Unterschrift?“ fragte Matra etwas ungeduldig.

„Für mich bringt er nicht viel Neues. Ich ahnte das.“

„Was ahnten Sie?“ entfuhr es dem Schriftsteller.

„Den richtigen Zusammenhang der Dinge“, war Schapers diplomatische Erwiderung.

Matra sah ein, daß der Detektiv ihm auswich und erhob sich etwas verlezt.

„Aber lieber Herr Doktor“, bat Schaper da begütigend, „wozu dieses bitterböse Gesicht! Ich darf in unserem Interesse noch nicht mit meiner Wissenschaft herausrücken, glauben Sie mir das doch! Um Ihnen aber wenigstens etwas Neues mitzuteilen: die Überwachung des Hauses in der Wertherstraße, wo Herr

Vidler seine zweite Wohnung hat, ist aufgegeben worden, weil sich diese Arbeit fernerhin erübrigt. Es genügt, wenn wir nur die Philippstraße im Auge behalten.“

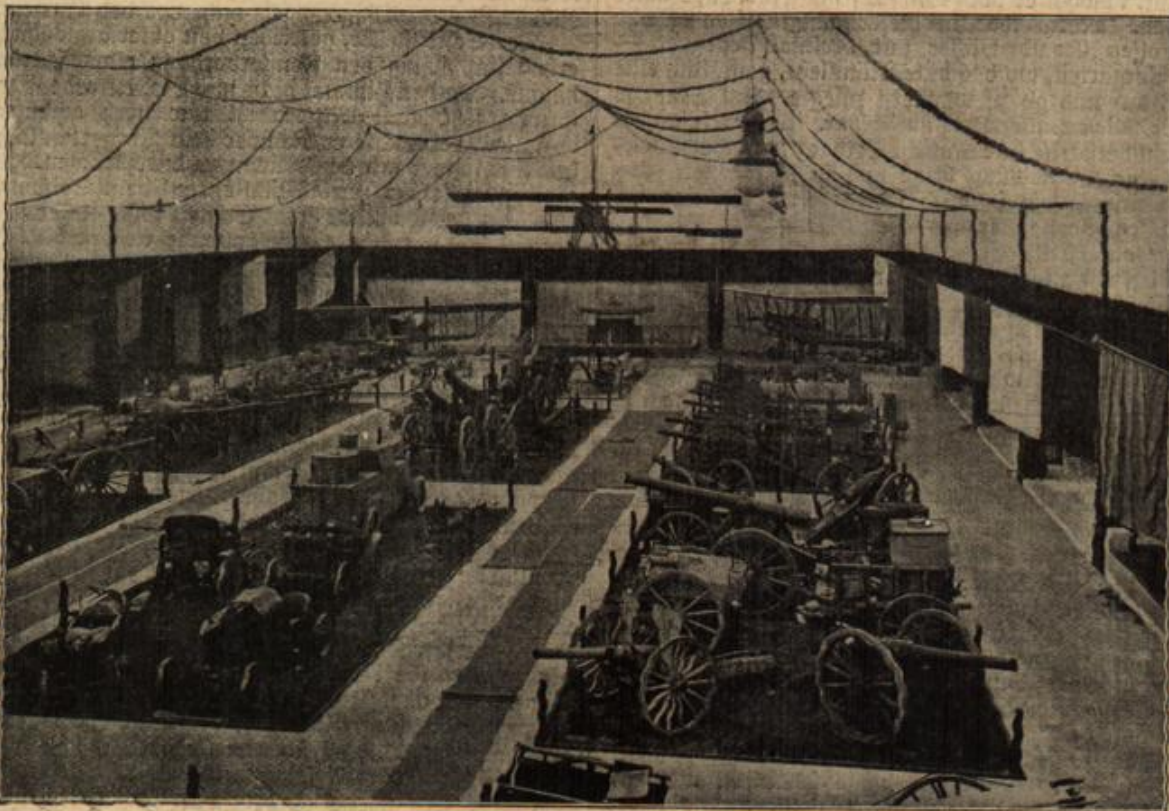
„So?! Was wegen denn? Bis jetzt waren Sie aber doch anderer Ansicht.“

„Allerdings. — Aber heute habe ich doch die Gewissheit erlangt, daß Thomas van Heidersen und Ewald Vidler so gar intime Freunde sind, wie dies nur zwei gleichgültige Menschen sein können, eben unzertrennliche

Freunde! — Überwachen wir den einen, so wissen wir auch, was der andere tut.“

„Sie geben mir Rätsel auf. Was heißt das alles nun wieder?“ meinte Matra kopfschüttelnd.

„Versuchen Sie das Rätsel zu lösen. Gelingt es Ihnen, dann kommen Sie zu mir, und ich sage Ihnen, ob Ihre Lösung richtig ist.“



Die deutsche Kriegsausstellung in Berlin. W. J. D., Berlin. (Mit Text.)

Recht unzufrieden machte Natra sich wieder auf den Heimweg, nachdem er den Detektiv noch gefragt hatte, ob dieser etwas von Bornemann gehört habe. Aber Schaper war angeblich ebenfalls ohne Nachricht geblieben.

Die nächsten Tage vergingen, und nichts Besonderes geschah. Wenn Baron von Barnibel mit Natra bei dessen täglichen Nachmittagsbesuchen zusammentraf, so forschte er regelmäßig nach dem Stande der Angelegenheit, die jetzt sein ganzes Interesse in Anspruch nahm. Aber stets mußte der junge Schriftsteller betonen, daß der Fall Heiderfens sozusagen auf dem toten Punkt angelangt sei. Bei Gelegenheit einer dieser kurzen Unterredungen, die den geheimnisvollen Fall betrafen, meinte Herr von Barnibel dann schon etwas ungeduldig:

„Heute haben wir Donnerstag, lieber Doktor. Vier Tage sind also inzwischen verstrichen, ohne daß Schaper sich zu einer entscheidenden Tat aufgerafft hat. Ich begreife das nicht. Wenn er so fest überzeugt ist, daß in Heiderfens Keller ein menschlicher Leichnam verborgen liegt, so mag er doch die Polizei benachrichtigen, damit diese eine Hausdurchsuchung vornehmen läßt. Dieses Warten ist für uns alle äußerst unangenehm. Es muß etwas geschehen. Was meinen Sie, wenn ich mit Schaper mal herbestelle?“

Das wird auch nichts helfen, Herr Baron“, erklärte Natra ernst. „Ich war gestern Abend bei ihm und sagte ihm ungefähr dasselbe, was ich soeben von Ihnen hörte. Schaper antwortete darauf sehr kühl: Wenn Sie alles verderben wollen, Herr Doktor — bitte, so wenden Sie sich meinerwegen an die Behörden. Ich möchte Sie aber darauf aufmerksam machen, daß wir Heiderfens bis jetzt trotz aller gegen ihn sprechenden Verdachtsgründe nichts Befremdliches nachweisen können, ja nicht einmal den Beweis zu führen vermögen, daß seine Diamanten aus dem Diebstahl bei dem Baron herrühren. Lassen wir jetzt nach der Leiche, deren Vorhandensein ich doch auch nur vermute, nachgraben und haben wir damit einen Mißerfolg, d. h. wird nichts Befremdendes gefunden, so ist Heiderfens gewarnt und wird den neuen verbrecherischen Plan, bei dessen Ausführung ich ihn entlarven will, natürlich aufgeben.“ — So ungefähr, Herr Baron, sprach Schaper zu mir. Und, offen gestanden — ich mußte ihm beipflichten.“

Herr von Barnibel nickte. „Gut, warten wir also ab. Denn auch ich erkenne Schapers Bedenken als schwerwiegend genug an.“

So endete diese Besprechung.

Thomas van Heiderfens kehrte auch am Freitag noch nicht von seiner Reise zurück, obwohl er doch nur fünf bis sechs Tage hatte fortbleiben wollen. Natra war in dieser ereignislosen Woche seinem Hausgenossen Ewald Fidler nur dreimal begegnet — stets abends im Vorgarten, wo das dicke Männlein, gemächlich eine Pfeife rauchend, auf und ab zu wandern pflegte. Am Tage, so lange es hell war, blieb Fidler stets unsichtbar. Und diese Scheu vor dem Tageslicht verstärkte nur Matras Verdacht, daß Heiderfens Genosse ständig eine Verkleidung trage und in Wirklichkeit ganz anders aussehen müsse, wie ja auch seine heisere Stimme für einen argwöhnischen Beobachter wenig echt klang.

So kam der Sonnabend heran. Natra war am Nachmittag wie gewöhnlich bei Barnibels gewesen und hatte nachher noch den Tierarzt aufgesucht, der den Wolfshund weiter in Pflege behielt, da sich bei dem armen Hektor nach der Vergiftung leichte Lähmungserscheinungen eingestellt hatten. Trotzdem würde der Hund jedoch, wie der Arzt wiederholt versicherte, völlig geheilt.

Gegen halb neun Uhr abends betrat Natra dann, nachdem er auswärts zu Nacht gegessen hatte, sein Zimmer. Gewohnheitsmäßig warf er einen prüfenden Blick in den an der Stubentür angebrachten Briefkasten. Ein Stück weißes Papier leuchtete ihm entgegen. Es war eine Nachricht von Heiderfens, der sich in Matras Abwesenheit wieder eingefunden hatte. Der lose zusammengefaltete Zettel enthielt nur wenige Zeilen:

„Lieber Doktor!

Besuchen Sie mich bitte noch heute Abend, selbst wenn Sie erst spät heimkehren sollten. Ich bin neugierig, was Baron von Barnibel zu meiner Offerte gesagt hat. Thomas van Heiderfens.“

Auf der Platte seines Schreibtisches aber fand Natra eine Devesche, in der Bornemann kurz ankündigte, daß er wahrscheinlich Montag oder Dienstag nächster Woche in Berlin eintreffen werde. Das Telegramm war in Emden aufgegeben und nur mit „Edgar“ unterzeichnet. Im übrigen hatte der junge Millionär während dieser Zeit nicht das geringste von sich hören lassen. Kein einziges Wort in der Devesche deutete auch jetzt darauf hin, ob er bei seinen Nachforschungen Erfolg gehabt hätte.

Heiderfens empfing den Schriftsteller mit übertriebener Liebenswürdigkeit. Wieder stieg in Natra ein Gefühl deutlichen Widerwillens auf, als des hageren, bleichen Mannes feuchtkalte Hand sich um die seine spannte. Doch er ließ sich nichts anmerken und nahm freundlich dankend des Alten Einladung zu einem Glase Rotwein an.

Sie saßen in Heiderfens Empfangszimmer und plauderten über gleichgültige Dinge. Der Diamantenhändler hatte zunächst nach der Antwort des Barons gefragt und schien sichtlich befriedigt, als der Schriftsteller ihm mitteilte, daß Herr von Barnibel Anfang nächster Woche zunächst einmal die ihm zum Kauf angebotene Sammlung besichtigen wolle. Heiderfens erzählte später auch eine abenteuerliche Geschichte, die ihm in Kapstadt passiert war. Mittlerweile war es recht spät geworden und Natra gähnte bereits verstohlen.

Dann begann der Alte von den Geschäften zu sprechen, die er in Halle erledigt hatte.

„Kommen Sie, Doktor, ich muß Ihnen doch zeigen, was ich dem langjährigen Bekannten, mit dem ich in Halle zusammentraf, abgekauft habe“, meinte er mit einem stolzen Lächeln.

Er führte Natra in sein Schlafzimmer, wo der Schrank stand, öffnete diesen und nahm ein kleines Etui heraus; in dem ein selten großer Smaragd auf einem Bett von weißer Seide ruhte.

„Wie gefällt Ihnen dieses neue Stück meiner Sammlung?“ fragte er ganz begeistert.

Der Schriftsteller gab seiner Bewunderung beredten Ausdruck. „Herrlich ist der Stein, einzig schön. Der muß ja ein kleines Kapital gekostet haben“, beendete er seine lobende Kritik dieser Neuerwerbung.

Heiderfens hatte inzwischen die übrigen Kästen mit den Edelsteinen herausgeholt und weidete sich an dem Sprühen und Funkeln der Juwelen, indem er seinen Gast auf dieses und jenes Exemplar aufmerksam machte.

„Elektrisches Licht — das ist das Beste für Brillanten“, meinte er. „Es bringt Leben in den toten Stein, enthüllt seine Farbenpracht, weckt den ganzen Zauber dieses gleichenden Schmudes. — Ganz leicht wird es mir doch nicht werden, diese Juwelen, an denen mein Herz hängt, zu veräußern“, fügte er sinnend hinzu, während er seine Schätze wieder in den Schrank verließ.

Natra verabschiedete sich jetzt, da er müde war, mit freundlichen Daniesworten und ging in sein Zimmer hinüber. Im Bett lag er noch die Abendzeitung, löschte dann das Licht und drehte sich auf die andere Seite. Aber der Schlaf wollte nicht kommen. In steigender Nervosität wälzte er sich in den Kissen hin und her. Der Gedanke, daß Heiderfens wieder daheim sei, erfüllte ihn mit einer seltsamen Anruhe. Eine Stunde mochte er so dagelegen haben, als er draußen auf der Straße das Mattern eines Autos hörte, das dann anscheinend vor dem Hause Halt machte. Knatternd lief der Motor noch eine Weile, dann wurde es still. Kein Zweifel — der Wagen hielt dicht vor der Gartentür.

Der Schriftsteller, getrieben von einer argwöhnischen Neugier, erhob sich, schlug den Fenstervorhang etwas zurück und schaute hinaus. Da der Himmel dicht mit Wolken bedeckt war und in der Straße jetzt nach Mitternacht nur noch vereinzelte Laternen brannten, vermochte er die über dem Vorgarten lagernde Dunkelheit nur schwer mit den Blicken zu durchdringen. Trotzdem schien es ihm, als ob er zwei Gestalten auf dem Seitenwege nach dem Hofe hin verschwinden sah. Schnell schlüpfte er in seine Kleider, da ihm das vor dem Hause haltende Automobil höchst verdächtig schien. Dann stellte er sich wieder ans Fenster und spähte hinaus.

Wohl fünf Minuten vergingen so.

Dann — jeder Blutstropfen wich vor Schreck aus Matras Gesicht — dann schrillte plötzlich im Korridor eine Glocke, laut, durchdringend, unaufhörlich, — das Alarmsignal. Wie versteinert stand der Schriftsteller da. Nur einen Augenblick. Ein Sprung nach dem Nachttisch, er riß die Schublade auf und stürmte nun mit dem geladenen Revolver in der Hand in den Vorplatz hinaus.

Gellende Hilferufe ertönten aus Heiderfens Schlafzimmer, hervorgestoßen wie in wahnwitziger Angst. Deutlich erkannte Natra des Alten Stimme.

Das Entsetzen lähmte ihn förmlich. Endlich raffte er sich auf, trommelte mit den Fäusten gegen die Tür, die leider verschlossen war. Mit seinem ganzen Körpergewicht warf er sich jetzt dagegen. Er hoffte, das Schloß zu sprengen. Es gelang ihm nicht.

Zurück stürmte er in sein Zimmer, lehnte sich weit zum Fenster hinaus, um die Nachbarschaft zu wecken. Doch das Wort blieb ihm im Munde stecken, kein Schrei drang über seine Lippen. Stieren Blickes verfolgte er die Gestalt eines Mannes, der, mit einem langen Bündel über der Schulter, das in ein Tuch eingehüllt war und recht schwer zu sein schien, auf das Auto zulief, legt seine Last in das Innere des Wagens warf und dann den Motor anfuhr.

Gerade als Natra mit voller Lungenkraft sein erstes „Hilfe, Hilfe, haltet das Auto auf!“ hervorstieß, setzte der Wagen sich in Bewegung, raste sofort mit ganzer Schnelligkeit die Straße hinunter und verschwand ungehindert um die Ecke.

Der Mann aber, der das lange Bündel in das Auto geschleudert hatte und dann geflohen war, konnte nur Ewald Fidler gewesen sein. Natra hatte dessen Gesicht mit der dunklen Brille

deutlich gesehen, als es beim Anfahren des Motors für einen Augenblick von den Scheinwerfern beleuchtet wurde.

12.

Eine Stunde später war die inzwischen erschienene Kriminalpolizei schon in voller Tätigkeit. Man hatte die Türen erbrochen und war in Heidersens Schlafzimmer eingedrungen. Dort fand man überall deutliche Spuren eines heftigen Kampfes. Stühle waren umgeworfen; auf den Dielen zeigten sich vielfach Blutspuren; eine größere Blutlache war dicht neben dem Bett auf dem Vorleger zu bemerken.

Der Schrank, in dessen Tür der Patentschlüssel steckte, stand weit offen. Die Fächer waren ausgeräumt. Papiere und die leeren Etuis der Juwelensammlung waren über den Boden verstreut. Dazwischen lag Heidersens blutbesudelte Perücke.

Als ein Beamter die Steppede des Bettes, das ganz zerwühlt war, hochschlug, wurde der Körper eines in einen Chauffeuranzug gekleideten Mannes sichtbar. Eine schnelle Untersuchung ergab, daß der Betreffende, der eine böse Hiebwunde am Hinterkopf hatte, nur ohnmächtig und offenbar mit Hilfe von Chloroform noch schwerer betäubt worden war. Von Heidersen fand man keine Spur, so genau man auch jeden Winkel der Wohnung absuchte.

Kriminalkommissar von Bernuth, der vom Polizeipräsidium Schöneberg mit der Untersuchung betraut worden war, hatte den Schriftsteller in das Zimmer des Diamantenhändlers gebeten, um sich von ihm nähere Angaben über den verschwundenen Hausbesitzer machen zu lassen. Inzwischen waren die Beamten mit der Durchsicht der vor dem Geldschrank gefundenen Papiere beschäftigt, während der herbeigeholte Arzt sich um den noch immer bewußtlosen Chauffeur bemühte.

Matra erzählte dem Kommissar nochmals, was sich in der Nacht zugetragen hatte und was er von der wertvollen Juwelensammlung, die jetzt fraglos geraubt war, wußte.

Bernuth, ein früherer Offizier, erklärte darauf bestimmt: „Dann kann nur dieser Ewald Bidler, der hier ebensowenig wie Heidersen aufzufinden ist, der Mörder Ihres Wirtes sein, Herr Doktor. Der Zusammenhang ist klar. Bidler hat sich bei Heidersen eingeschlichen, ermordete diesen, plünderte den Geldschrank und holte sich von der Straße dann ein Auto, dessen Chauffeur er unter einem Vorwand in das Haus lotete und betäubte, um den Körper des Toten fortzuschaffen zu können. Unverständlich ist mir nur, weswegen er sich diese Mühe gemacht hat und nicht sofort, nur um seine eigene Sicherheit besorgt, geflohen ist.“

Matra schüttelte den Kopf. „So, wie Sie sich den Hergang vorstellen, Herr Kommissar, kann sich die Tat nicht abgespielt haben. Ich sagte Ihnen ja, daß ich Heidersen um Hilfe rufen hörte, kurz nachdem die Marmelade zu läuten begann. Heidersen muß also — falls er überhaupt ermordet ist, noch gelebt haben, als Bidler mit dem Chauffeur die Wohnräume meines Wirtes von der Küche aus betrat.“

Bernuth überlegte. „Ober aber er war noch nicht ganz tot, als Bidler zurückkehrte. — Doch diese Feststellung ist eine spätere Sorge. Zunächst muß alles aufgeboten werden, damit wir Bidlers habhaft werden. Zu diesem Zweck —“

In demselben Augenblick trat einer der Kriminalschutzleute ins Zimmer. „Ein Herr Schaper, Privatdetektiv, bittet um die Gewährung einer kurzen Unterredung. — Außerdem haben wir hier unter den Papieren ein offenes Testament gefunden. Hier ist es.“

Bernuth nahm das Schriftstück und befahl kurz, der Detektiv solle eintreten.

Während sich Schaper und Matra mit einem Händedruck begrüßten, hatte der Kommissar den Inhalt des Testaments überflogen.

„Heiderien jetzt hier in dieser lehrwilligen Verfügung,“ wandte er sich an Matra, ohne von dem Detektiv weiter Notiz zu nehmen, „seinen Bruder Alexander, ansässig in Hamburg, Alstertor 13, zu seinem Universalerben ein. Wo — wird diesen Herrn als den nächsten Angehörigen also wohl benachrichtigen müssen.“

Schaper, der die Abneigung der Berufspolizei gegen Leute seines Standes sehr wohl kannte, trat einen Schritt vor und sagte fest: „Es dürfte im Interesse der Aufklärung dieses Kriminalfalles liegen, wenn Sie mir recht bald Gehör schenkten, Herr Kommissar. Denn der, der in dieser Sache am besten Bescheid weiß, bin ich. Herr Doktor Matra wird es Ihnen bestätigen.“

Der Schriftsteller nickte. „Wir lassen dieses Haus schon seit einiger Zeit beobachten“, erklärte er.

„Wer ist das — wir?“ fragte Bernuth erstaunt.

„Kein Freund Bornemann und ich.“

„So — das ist etwas anderes. — Wo dann bitte, was haben Sie vorzubringen, Herr Schaper?“

Dieser zögerte. „Herr Doktor, würden Sie uns allein lassen!“ meinte er freundlich. „Sie erfahren später das Nötige.“

Matra entfernte sich. Was zwischen dem Kommissar und dem Detektiv damals verhandelt wurde, gelangte jedoch erst nach drei

Tagen zu seiner Kenntnis, als endlich das Geheimnis, das Heidersens Person umgab, vollständig aufgeklärt wurde.

Berlin hatte eine neue Sensation, etwas, das selbst die abgestumpften Gemüter der an Verbrechen aller Art gewöhnten Einwohner der Reichshauptstadt in Atem hielt. Die Zeitungsverkäufer erlebten goldene Tage. Man riß sich förmlich um die Blätter, die etwas über die geheimnisvolle Mordtat in der Philippstraße brachten, las mit Gier die unter großen, fettgedruckten Überschriften stehenden Artikel, in denen die Reporter mit viel Phantasie und wenig tatsächlichem Material den „Fall Heidersen“ behandelten. Denn die Polizei, die sonst so gern der Presse sich bei der Aufklärung von Kapitalverbrechen bedient, hüllte sich dieses Mal in tiefes, den meisten unverständliches Schweigen. Die Ereignisse jener Nacht vom Sonnabend zum Sonntag waren allgemein bekannt, ebenso, daß das Automobil des von Ewald Bidler hinterwärts niedergeschlagenen Chauffeurs später im Brunwald mit deutlichen Blutspuren und -flecken auf den Polstern verlassen aufgefunden worden war. Von all den merkwürdigen Geschehnissen, die diese rätselhafte Untat sozusagen eingeleitet, von der bedeutsamen Rolle, die Bert Matra, der Detektiv Schaper, Bornemann und dessen Wolfshund dabei gespielt hatten, erfuhr die große Menge nichts, rein nichts. — Die Beteiligten waren von der Polizei, die sich nach dem Eingreifen des Privatdetektivs in die Untersuchung dessen Wünschen hinsichtlich der weiteren Behandlung der Angelegenheit vollkommen gesüßigt hatte, zu strengstem Stillschweigen verpflichtet worden.

So vergingen drei Tage. Dann eine neue Sensation: der Bruder des verschwundenen und doch fraglos ermordeten Thomas Heidersen war in Berlin eingetroffen und hatte einem Reporter gegenüber die Absicht kundgegeben, er würde, falls die Diebstahlversicherungsgesellschaft Urania nicht freiwillig die Versicherungssumme auszahlen werde, die er als Erbe seines Bruders für die geraubte Diamantensammlung zu beanspruchen habe, im Wege der Zivilklage seine Rechte geltend machen, hoffe jedoch, mit der Gesellschaft im guten auseinander zu kommen.

(Schluß folgt.)

In der belgischen Küste.

Aus dem Tagebuch des Kriegsfreiwilligen Oberjagers Werner Köhler, Potsdam. (Nachdruck verboten.)

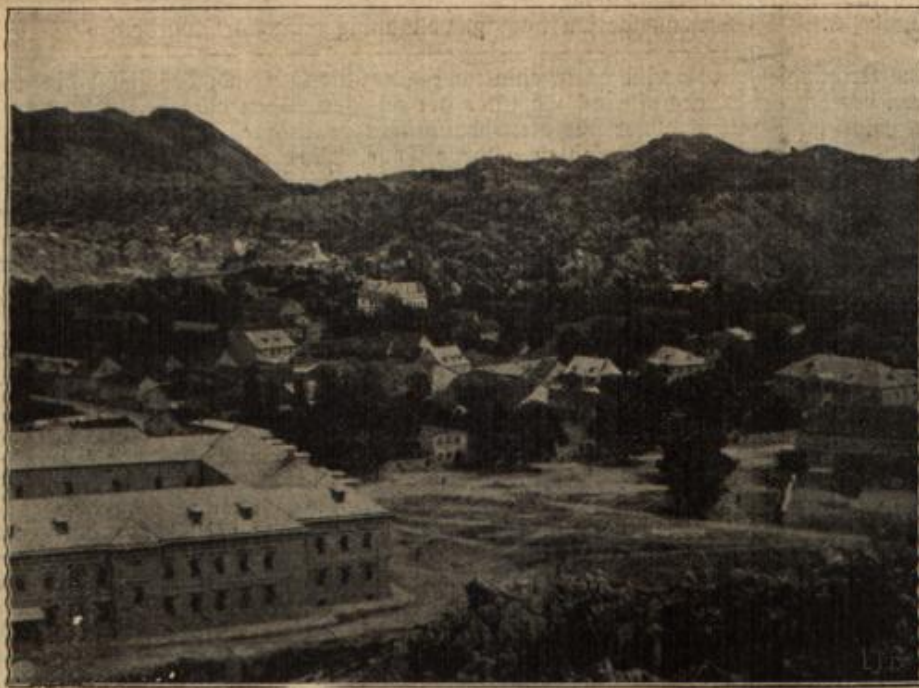
Die Sterne glimmten noch am Morgenhimmel, während nur ein heller Schein im Osten das Kommen des jungen Tages kündete, als ich mich mit meinem Begleiter auf den Weg zum Bahnhof machte, um aus dem Innern Belgiens nach der seeumrausenen Küste zu fahren, wo des Deutschen Reiches Marine die Wacht gegen den Feind hält. Schwer lagen die Morgenmühen auf den Niederungen, durch die der Zug brauste. Es war ein Wallen und Wogen, als ob ein Heer von Geistern sich zum Kampfe rüstete. Aber schon blühten die ersten Sonnenstrahlen auf dem Kreuz der Kapelle der Maria, der hohen Himmelkönigin, die sich ihren Sitz hier vor Mechelns Toren bereitet hat, und aus Dunst und Nebel ragt der gewaltige Turm der alchwürdigen Kathedrale vor uns auf, während der Zug in die zerschossene Bahnhofshalle einfährt, wo die morgendliche Stille eine plötzliche Unterbrechung erfährt. „Umsteigen nach Antwerpen!“ wird draußen mit heiserer Stimme gebrüllt. Der Landsturmann neben mir rührt sich nicht. Er träumt in den sonnenklaren Morgen.

Plötzlich sired ein Eisenbahnbeamter seinen Kopf zur Türe herein und weckt den biederen Krieger aus seiner Versunkenheit. „Na, Mensch, dir such ich schon seit zwanzig Minuten; du mußt doch umsteigen!“ sagt der Beamte in jenem freundlichen Ton, der bekanntermaßen den preussischen Eisenbahnern eigen ist.

Mit der klassischen Antwort: „Hab ich mir doch gedacht —“ poltert der schon etwas angegraute Jünger Mars zur Türe hinaus.

Weiter geht es in den sonnenhellen Morgen hinein. An dem verstaubten und zerschossenen Termonde braust der Zug vorüber. Dreimal wurde das Städtchen gestützt, erst beim vierten Male blieb es endgültig in deutscher Hand. Württembergischer Landsturm verleiht die Sicherung der Bahnstrecke nach Gent. Frisch liegen draußen in der Morgensonne Dittlaubens herrliche Fluren. Freundliche Dörfer und üppige Weiden, auf denen das Rindvieh in behaglicher Ruhe grasst, ziehen an uns vorüber.

Bald kündeten große Massen von Dierzügen, zerröhrte belgische Lokomotiven, funkelnagelneue, auf Eisenbahnwagen verfrachte Geschütze die Nähe eines größeren Bahnhofs an, und nach wenigen Minuten braust der Zug in Gent St. Peter ein, wo sich tagtäglich ein Riesenerlehr abwickelt. Langsam entleert sich der Zug. Eine gewaltige Menge Militär harret des Schnellzuges, der von Brüssel kommend, über Gent und Brügge der Küste zueilt. Auf dem Gleis gegenüber hält ein unendlich langer Lazarettzug, in



Cetinje, Hauptstadt von Montenegro.

dem die letzten Vorbereitungen zur Abfahrt nach der nicht allzu fern Front getroffen werden. — Die Fenster haben sinnige Hände mit einem Kranz von Blumen umwunden. Selbst das tiefste Elend und die höchste Not weiß die Liebe durch den Balsam der Schönheit zu lindern.

Plötzlich läßt das wohlbekannte Surren von Propellern aller Augen sich zum Himmel richten. Eine bange Frage durchzuckt für einen Augenblick die Herzen: Freund oder Gegner? — Da wiegt sich in dem wolkenlosen Blau des Aethers eine schlanke Taube. Auf der Unterseite der Flügel hebt sich leuchtend das schwarze Kreuz auf weißem Grund ab. Erleichtert betrachten die Soldaten das interessante Schauspiel, welches das in eleganten Kurven sich wiegende Flugzeug bietet.

Indem braust auch schon der Brüsseler Schnellzug heran und verschlingt das Gemisch der verschiedenartigsten Uniformen, die sich soeben noch auf dem Bahnsteig tummelten. Mit rasender Eile durchfährt der Zug die stille



Alfred Jg.

früher langjähriger Minister und Vertrauter des Kaisers Menelik von Abessinien. (Mit Text.)

flandrische Landschaft, die mit ihren schmucken Dörfern, saftigen Wiesen und den schnurgeraden Alleen sich wie ein Garten Gottes, ein zweites Eden, vor unsern Blicken ausbreitet. — Wer könnte glauben, daß noch vor Jahresfrist der Sturm des gewaltigsten Krieges, den die Weltgeschichte kennt, über diese friedlichen Fluren dahintobte, und daß so mancher Mutter junger Sohn in dieser gottgesegneten Erde mit der Todeswunde in der Brust für immer schläft.

Da tauchen vor uns, in Sonnenglast gebadet, Türme und Dächer von Brügge, der toten Stadt, auf. Das Glockenspiel vom Velfried klingt, von dem Winde verweht, zu uns herüber. Die Marine verleiht hier diesem farbenprächtigen



Generallieutenant Sir Murray, der englische Oberbefehlshaber der Gallipoli-Armee. (Mit Text.)

Bilde eine besondere Stimmung. — Nach abermals halbstündiger Fahrt liegt das Häusermeer von Ostende vor uns. Die schlanken Türme von St. Sauveur, der Heilandskirche, grüßen zu uns herüber. Ein Fesselballon wiegt sich dicht am Bahnhof hoch oben im Blau des Himmels.

Auf dem Bahnhof selbst wickelt sich ein militärischer Riesenbetrieb ab. Es ist, als ob hier eine immerwährende Mobilmachung herrschte. Wo die eleganten Stiefelchen der Vertreterinnen der internationalen Damenwelt über den Zementboden dahinhuschen, dröhnt heute der feste Schritt der Angehörigen aller Regimenter des deutschen Heeres und der Marine. In der rue de la Chapelle drängt sich der Strom des Militärs an der Heilandskirche und dem Stadthaus vorüber durch die rue de Flandre zu dem Straube. — Denn das Meer ist es, das unendliche, ewig wogende Meer, welches diese



Professor Dr. Hermann Maatsch †. (Mit Text.)

Tausende von Besuchern in Krieg und Frieden hierher lockt, aber wo der Strom der Badegäste sich sonst zur Dime hin ergoß, stehen heute Marineposten mit aufgezantem Seitengewehr, die den Zugang zum Strand sorgsam

hüten. Nebeneinander aufgefahrene Badelarren, deren schwarze Kummern weithin leuchten, verhindern auch jeden Ausblick auf die in möglicher Deckung ruhenden Küstenbatterien, die vor den Augen von Spionen nicht weniger als vor denen der gegnerischen Flieger gehütet werden müssen. Auch der Zugang zum Kurzaal des nebst Biarritz wohl elegantesten Bades Europas ist gesperrt. Die vornehmen Strandhotels des Boulevard van Iseghem und der rue Royale sind samt und sonders mit den Stäben und Mann-

schaften der Marinetruppen belegt, die hier fortwährend in Alarmbereitschaft liegend, der englischen Flotte oder der alltäglichen und allmächtigen Ostende einen Besuch abstattenden gegnerischen Flieger harren. An Stelle der promenierenden Damenwelt und des leichten Flirts Trompetenton und eiserner Waffentlang, denn Mars regiert die Stunde.

Neben dem Chalet du Roi führt eine sehr schmale Straße zum Meer. Auf dem in der Vormittags-sonne blühenden Strande



Eine Schwester vom bulgarischen Roten Kreuz.



Das Hochgebirgstal von Cetinje,

durch das die österreichisch-ungarischen Truppen unter steten Kämpfen vom Lovcen aus nach Cetinje vordrangen.

tummeln sich meist gänzlich im Albanskostüm Tausende von deutschen Kriegern in harmloser Fröhlichkeit, während von Nieuport her ununterbrochen der Donner der Geschütze die Luft erdröhnen läßt.

Hoch zu unsern Häupten zieht ein Flieger seine Kreise. Das mit dem Glas bewaffnete Auge erkennt ganz deutlich die Kreuze auf den Schwingen.

Es ist ein deutscher Vorposten, der dort in einer Höhe von mehr als tausend Metern Wache hält. Vor uns aber dehnt sich im Sonnenlichte stimmend die von kaum einem Lüftchen bewegte Nordsee, nur am

Horizont, wo Himmel und Meer in eins verschwimmen, legt sich ein feiner Nebel über die Wogen. Mit monotonem Rauschen klatschen die Wellen auf den Sand. Von der Düne her können nun plötzlich die Klänge des Hohenfriedberger Marsches. In strammem Schritt rückt in endloser Reihe Bataillon auf Bataillon heran. Es ist eines jener Regimente, das aus den Schützengraben der noch nicht zwei Meilen entfernten Front abgelöst, hierher marschiert ist, um sich den Genuß eines kühlen Bades zu verschaffen. Von Nieuport, von La Bassée und Ypern kommen sie hierher und erquicken den angestrengten Leib in den Fluten des gütigen Meeres.

In der Nähe des Kurjaals liegt deutlich markiert eine Bombe im Dünenstrand, die in der Nacht zuvor von einem englischen Flieger geworfen wurde, aber zum Glück nicht freipierte.

Im Gegensatz zu den an-



Vom Kriegsschauplatz in Montenegro: Verhör gefangener Montenegriner. K. K. Hofphot., Wien.

würde. Zwar erschien vor einiger Zeit eine englische Flotte von etwa 46 Schiffen vor Ostende, die ihre Granaten aber nur auf die Werft richteten. Durch Niederlegen des Leuchtturms, der den englischen Kanonieren als willkommenes Ziel diente, ist diese Gefahr erheblich verringert.

Durch die Strafen des von der Zivilbevölkerung zum großen Teil verlassenen Ortes führt uns der Weg zurück. In dem Kaffeehause vor uns streicht ein Matrose die Fiedel, Landstürmer singen dazu die heimatischen Weisen. Vom Bahnhofe her rückt ein neues Bataillon her-

an. In die Klänge der Musik fällt machtvoll der Gesang der Soldaten ein.



Der Schauplatz des Gallipoli-Abenteuers. (Mit Text.)

bern Küstenorten wie Westende, Middelkerke, das früher vornehmlich von Deutschen besuchte Blankenberghe und vor allem Zeebrügge hat Ostende verhältnismäßig sehr wenig gelitten, obwohl es der Beschießung durch englische Oberreadnoughts nicht weniger schonungslos preisgegeben ist als die vorgenannten Plätze.

Man darf den Grund wohl darin suchen, daß in Ostende überwiegend englisches Kapital durch eine rationelle Zerstörung leiden

mußte.

Die Strafen des von der Zivilbevölkerung zum großen Teil verlassenen Ortes führt uns der Weg zurück. In dem Kaffeehause vor uns streicht ein Matrose die Fiedel, Landstürmer singen dazu die heimatischen Weisen. Vom Bahnhofe her rückt ein neues Bataillon her-

Brügge. Ein Glanz aus mittelalterlichen Tagen liegt über der stillen Hauptstadt Westflanderns. Bruges la Morte (das tote Brügge) nennen die Bewohner dieses Städtchen, in dessen Mauern Tausende von deutschen Malern, Tausende von deutschen Idealisten geweilt haben, um die Schönheit vergangener Jahrhunderte auf sich wirken zu lassen und in sich aufzunehmen. Durch die winkligen Gassen und um die hohen Giebelhäuser raunt der Wind, er flüstert uns Märchen und Sagen aus den Tagen Maximilians, dessen Gemahlin Maria, die Tochter Karls des Kühnen von Burgund, ihr junges Leben in Brügges Mauern lassen mußte. In der Kirche Unserer Lieben Frauen ruhen unter prächtigen Sarkophagen die irdischen Reste von Vater und Tochter.

Der Anfang des 15. Jahrhunderts bezeichnet den Höhepunkt von Brügges Blütezeit. Damals noch durch den Zwang mit der Nordsee verbunden, war das Haupt der flandrischen Hanse neben Venedig und Genua ein Mittelpunkt des Welthandels, in dem auch die deutsche Hanse ihre Stapelplätze hatte. Siebzehn kaufmännische Faktoreien hatten hier ihren Sitz. Die Zahl der Bewohner belief sich auf etwa 200000. Johanna von Navarra, die Gemahlin Philipps des Schönen von Frankreich, sprach im Jahr 1302 bei ihrem Einzug in Brügge, als sie die Kleiderpracht und Anpöckeltheit der Bürgerinnen sah, die berühmten Worte: „Ich glaubte allein Königin zu sein; hier aber sehe ich Hunderte gleich mir.“ Der Dichter der Göttlichen Komödie gedenkt im 15. Gesang des Inferno voller Bewunderung der Deiche, die an der Küste zum Schutz gegen die Meerflut errichtet waren.

Aber die Verandlung der Küste und die Begünstigung Antwerpens durch Kaiser Maximilian I., der mit den stolzen Brügger Kaufherren im ewigen Hader lebte, haben der Blüte Brügges ein schnelles Ende bereitet. Heute liegt nur noch ein blasser Schimmer ehemaliger Größe über der toten Stadt, in deren alten Kanälen sich Türme und Dächer vergangener Jahrhunderte spiegeln. Es ist wie ein lelztes Zittern der Herbstsonne über des verfunkenen Sommers Pracht. In der Luft fliegen schon die weißen Fäden, jener Raben heiserer Schrei kündet des ewigen Winters Nacht.

Erst der Krieg hat Brügge wieder aus dieser Totenruhe gerissen. Als Sitz des Generalkommandos des Marinekorps ist es erfüllt von militärischem Leben. Lastautos rasen vorüber, in langen Zügen werden Pferde von jungen Rekruten zur Stadt hineingeführt, deren Straßen von Soldaten aller Waffengattungen wimmeln. Wir aber wandern abseits tief, tief hinein in das Land der Romantik. Melodisch klingt das Spiel der 49 Glocken vom Belfried her, von dessen Höhe aus man bei klarem Wetter das Blitzen der Geschütze bei Neuport und Genua deutlich sehen kann. Von den Fenstern des Stadthauses, eines zierlichen, gotischen Baues aus haben die Grafen von Flandern den Bürgern bei ihrem Regierungsantritt den Eid geleistet, die Gerechtfame der Stadt zu schützen. In der Cranenburg, an deren Stelle ein neues Gebäude getreten ist, hielten die von den Sintern aufgewiegelt Brügger Bürger den Kaiser Maximilian trotz Reichswehr elf Wochen lang gefangen. Die Heiligblutkapelle birgt einige Tropfen vom Blute des Heilandes, die Dietrich vom Elsaß 1150 aus dem Heiligen Lande mitbrachte und der Stadt schenkte.

Auf den alten Kanälen zwischen grauen Mauern und unter überhängenden Bäumen verträumen wir im Boot eine Stunde des Friedens. Nur ab und zu horcht das Ohr auf das dumpfe Rollen, das wie eine Drohung des Weltenschicksals aus der Ferne herüberdringt. Schon sendet die Abendsonne ihre schrägen Strahlen, als wir über die die Stadt einschließenden Boulevards zu dem Beginenhof mit seinen weiß gekündchten Häuschen und der Kapelle der heiligen Elisabeth gelangen. Jener feine Geruch, der das Nasen des Herbstes kündet, liegt in der sonnenklaren Luft, dann und wann rieselt ein Blatt von den Bäumen zu unsern Füßen. Am Minnewasser, dem alten Hafen der Stadt, wandeln Brügges hübsche Bürgerinnen, sie bewundern mit scheinbarer Neugier die kräftigen Gestalten der Marinejungen und die meist von Schmutz starrenden Uniformen der deutschen Feldgrauen, denen heute eine Stunde der Erholung im stillen Brügge vergönnt ist.

Auf dem Wiesenplan neben dem Lac d'Amour sammelt sich eine Menschenmenge an, die gespannt die Blide zum Himmel richtet. Wir treten hinzu und bemerken in einiger Entfernung in beträchtlicher Höhe ein Flugzeug, das aber soeben in weitem Bogen seinen Kurs zur See hin nimmt.

„Das ist ein Engländer“, sagt der neben mir stehende biedere Familienvater. Wenige Minuten später erkennen wir auch den Grund der eiligen Flucht des englischen Fliegers, denn in mächtigen Kreisen folgt ein deutsches Kampfflugzeug dem abziehenden Gegner.

Ein reges Leben herrscht in den Abendstunden in den Hauptstraßen der Stadt, vor allem auf dem Platz vor dem Bahnhof.

Spaziergänger, Offiziere, Soldaten, vorüberlaufende Autos — alles drängt sich durcheinander. Ein Marineposten präsentiert vor dem preussischen General, der soeben durch den Eingang des Bahnhofs tritt. Die wenigen Gasflammen, die diesen erhellen, lassen das Dunkel, in welches der mächtige Bau gefüllt ist, nur noch unheimlicher erscheinen. Hunderte von Menschen harren in der Finsternis des D-Zuges von Ostende, der gleichfalls ohne jede Beleuchtung in die Halle hineindonnert. Nur die beiden Lichter der Lokomotive bohren sich wie die Augen eines hungrigen Wolfes in das Dunkel. So geht es hinaus in die Nacht. Die Sterne leuchten hernieder auf Flanderns heiligen Boden. Heilig durch das Blut der Braven, das hier geflossen ist. Erst in Gent bekommt auch unser Zug wieder Licht. Überall brennen mächtige Feuer im belgischen Land, und von Antwerpen her suchen die Scheinwerfer den Himmel ab. Ein deutsches Luftschiff nimmt seinen Weg über das Meer, wohin es fährt, wissen wir nicht.

Der Landstürmer.

Skizze von E. Fries. (Nachdruck verboten.)

Der Stat wollte heute durchaus nicht klappen. Emil Wehrhahn war zerstreut. Die beiden anderen waren ehrlich entrüstet. Endlich warf er die Karten hin.

„Ich kann nicht, Kinder! Immerzu muß ich daran denken, wie schön es wäre, wenn man sich an die Front melden könnte. Seit heute früh der Feldwebel danach gefragt hat, geht es mir nicht aus dem Sinn.“

„Na, Menich, warum tußt du 't denn nicht? Da könn'n se Leute wie dir g'brauchen“, redete Freund Kubitzke zu.

„Das sollt' ich weinen“, sagte Wehrhahn und redete sich selbstbewußt in den Schultern. Er war ein forischer Kerl, dem das bequeme Leben bei der Bewachung des Funkturmes nicht behagte. „Aber wenn man Frau und Kinder hat —“

„Siehste“, rief Daethge triumphierend, „heiraten ist gut — nicht heiraten ist besser — ich habe dir gewarnt.“

„Du, sei man stille, sonst erzählt er 't seiner Guste“, warnte Kubitzke. „Vor die hat er Bammel —“

„Ach was, Bammel! Das verbitt' ich mir!“ Wehrhahn war ganz erboßt.

„Na, du sagst ja selbst, det de dir wegen ihr nich melden dußt —“

„Das ist was anderes. Oder meinst du, es wäre ein Spaß für eine Frau, wenn der Mann ihr als Krüppel wieder kommt? Ja, wenn sie mich schicken möchten, dann ginge ich sofort. Aber unser Hauptmann ist zu rücksichtsvoll, der will, wir sollen es freiwillig sagen, und das können wir nun wieder nicht. Dem Plafow und dem Domniz geht es ebenso wie mir —“

Die andern sahen es ein. Das Leben am Funkturm war stumpfsinnig. Wochen vergingen, ohne daß etwas geschah. Aber das war nun einmal so und mußte auch so sein. Mancher war froh, daß er es so leicht hatte. Man war doch kein Jüngling mehr und konnte hier auch seine Pflicht erfüllen. Aber für Wehrhahn war das nichts. Er hatte immer großen Latendrang gehabt. In der Jugend hätte er weite Wanderfahrten unternommen, die ihm den Spitznamen „der Abenteurer“ eingetragen hatten. Vielleicht hatte er wirklich einen Schuß Zigeunerblut in den Adern, wie man munkelte. Wer mochte das wissen?

Die drei pafften große Wollen aus ihren Pfeifen.

„Meinen Dienst hier kann jeder tun, aber draußen, da könnst man noch was nützen“, fing Wehrhahn nach einer Weile wieder an. Kubitzke nahm die Pfeife aus dem Mund und spuckte aus. „Warum meldest du dir nich heimlich?“ fragte er langsam und sah den Freund durchdringend an. „Die Weiber müssen nich alles wissen.“ Wie beifallheischend blühte er auf Daethge.

Der senkte zustimmend den Kopf, aber er sagte nichts.

„Dran gedacht hab' ich auch schon“, gestand Wehrhahn, „aber der Kukud könnst sein Spiel machen und meine Olle erführt es —“

„Wie will se'n det machen?“ fuhr Kubitzke auf. „Du sagst ihr: „Dann und wann muß ich raus, und damit jut! Ja, kennst du gar nich wieder mit all deine Bedenkslichkeiten!“

Acht Tage später war Wehrhahn unterwegs nach dem Osten. Er kam noch eben recht, um an den letzten Kämpfen in Ostpreußen teilzunehmen. Das war freilich ein anderes Leben als das beschauliche Dasein im havelländischen Luch.

Viele Kilometer weit wurde an einem Tage marschiert, oft durch fußhohen Schnee und meist bei grimmiger Kälte. Die Dörfer, wo — wenn überhaupt — übernachtet wurde, waren zerstossen, die Dächer von den Häusern, soweit sie überhaupt noch standen, fortgerissen, daß der eisige Wind heulend von allen Seiten durchpfeifen konnte. Und wenn wirklich einmal die Sonne schien, so durfte man sich nicht darüber freuen. Dann taute der

Schnee, so daß die Proviantwagen im Schlamm stecken blieben. Zu Kälte und Kasse gesellte sich dann der Hunger. Aber Emil Wehrhahn machte es nichts aus. Er hielt die ganze Kompagnie bei guter Laune mit seinem trockenen Witz. Die Leute fühlten sich von seiner unverwundlichen Spannkraft angefeuert. Jeder hatte ihn gern; der Hauptmann, die Leutnants — alle, bis herunter zum letzten Mann. Er war rasch heimlich geworden unter ihnen. In der Schlacht in Masuren kämpfte Wehrhahns Truppe an einer sehr gefährdeten Stelle. Es kam zum Bajonettkampf mit den Russen, und als endlich der Sieg sich auf die Seite der Deutschen neigte, waren von der zehnten Kompagnie nicht viele, die heil und ganz sich wieder zusammenfanden.

Emil Wehrhahn hatte schwere Wunden davongetragen. Wochenlang schwebte er in ernstester Gefahr. Als er endlich zum ersten Male mit vollem Bewußtsein erwachte, erfuhr er, was man ihm so lange verheimlicht hatte, daß ihm beide Beine hatten abgenommen werden müssen. In jähem Entsetzen schloß er die Augen. Totenähnliche Blässe überzog sein abgezeichnetes Gesicht.

Mit heißem Mitleid beobachtete ihn Schwester Hedwig. Sie war den Anblick von Leiden aller Art gewöhnt; aber die Augen wurden ihr feucht, als sie sah, wie die plöbliche Erkenntnis den Mann gepackt hatte. Tränen um Träne stahl sich ihm zwischen den geschlossenen Lidern hervor; wie ein Kind hielt er ihre Hand fest, als ob sie ihm Trost und Halt gemähren könne.

„Ist es so schwer?“ fragte sie weich. Er nickte stumm. Endlich hatte er sich soweit gefaßt, daß er sprechen konnte. „Sie dürfen mich nicht für eine Nennme halten“, sagte er stöhnend. „Es ist wirklich nicht um die Beine — damit will ich mich schon abfinden — aber was wird meine Frau dazu sagen?“

Die Schwester unterdrückte ein Lächeln. „Das ängstigt Sie? Da können wir ja gleich mal fragen.“ Verständnislos sah er sie an. Sie löste ihre Hand aus der seinen und ging aus dem Saal. Nach ein paar Augenblicken kam sie wieder. Hinter ihr trat Frau Auguste Wehrhahn ein, die vor einer Stunde angekommen war.

Sie sah ein wenig erregt und ängstlich aus, wie sie so zwischen all den Betten hindurchritt, aber schamhaft und hübsch wie als Mädchen. Als sie ihren Mann entdeckte — nur den Schatten seines früheren Selbst — schossen ihr die Tränen in die Augen. Aber sie drängte sie tapfer zurück und sagte in dem frischen Ton, der ihr zur zweiten Natur geworden war: „Na, dir haben sie 't ja jut besorgi! Aber laß man, Schottisch brauchen wir so wie so keinen mehr tanzen!“

Stumm hielt er ihre Hand und sah ihr in die Augen. Und auf dem Grunde dieser freundlichen Sterne, die, wie er wohl wußte, so zornig blißen konnten, sah er etwas schimmern, was ihm den Mut gab, ihr alles zu sagen. Es war auch besser, jetzt gleich und hier, als daß sie es vielleicht doch einmal später erfuhre, wenn ihre weiche Stimmung längst im Alltag verfliegen war.

„Guste“, bekannte er, „ich habe zu gern in den Krieg gewollt.“ Er seufzte tief auf wie nach einer großen Anstrengung.

„Weß id lange“, sagte sie gleichmütig, ohne eine Spur von Erstaunen. „Rubigle und Baethge haben et erzählt, laum, daß du weg warst!“

„I — die soll doch! Das nennt sich Männer?“

„Matzweiber sind se“, sagte sie geringchäpzig. „Sie dachten woll, id würde mir uffreien, det du dir wegimeld't hast.“

„Und was hast du ihnen gesagt?“ fragte er gespannt.

„Id freute mir. Un id hätte Bunklözer jestaunt, det du det faule Leben ausgehalten häst. Wir haben uns veritlich die Wahrheit jesagt!“

Er lächelte; dafür kannte er seine Guste. „Und bist du gar nicht böde, daß ich so als Krüppel wiederkomme? Staat ist keiner mehr mit mir zu machen!“

„Grade! Erst recht! Du bist ein Held!“ versicherte Guste entschieden. Nun kamen ihr doch die lange zurückgebrängten Tränen. Befreit atmete er auf. Die größere Tapferkeitsprobe hatte er jetzt erst bestanden und den Sieg davongetragen! Denn der Anterton von fast ehrfürchtiger Hochachtung war Gustes Stimme sonst fremd gewesen.

„Guste“, sagte er mit überströmendem Gefühl, „du bist eine tapfere Frau.“

„Weßt du det jetzt erst?“ Sie lächelte unter Tränen. „Aber jag selbst: Was wär' mit Trauern und Klagen geschafft?“ Und innig hielten sie sich umschlungen.

Nur kein Achselzucken.

Häufig kommt es vor, daß wir um unsere Meinung über irgendeinen Bekannten, Verwandten, einen befreundeten uns näher oder ferner stehenden Menschen befragt werden. Die Motive, um derenwillen wir um Auskunft gebeten werden, mögen die verschiedensten sein, sei es, daß der Fragesteller ein geschäftliches oder freundschaftliches oder dienstliches Verhältnis mit dem Betreffenden einzugehen wünscht, oder daß er die Beteiligung für eine von ihm selbst gemachte Beobachtung zu bekommen versucht.

Dieses Ausunerteilen ist für den Gefragten eine sehr heikle Aufgabe, denn es können schwerwiegende Folgen für ihn selbst und die beiden anderen Beteiligten daraus entstehen. Mag nun aber die Auskunft günstig oder ungünstig, freiwillig oder kurz ablehnend ausfallen, eines nur schalte man unter allen Umständen aus, nämlich ein gleichgültiges Achselzucken auf eine derartige Frage. Ein solches Achselzucken soll wohl gewöhnlich heißen: „Ach, laß mich damit zufrieden, ich weiß von nichts.“

Aber die Bedeutung, die ihm untergelegt wird, lautet gewöhnlich ganz anders. Der Fragesteller glaubt, herauslesen zu müssen: „Ich weiß wohl manches, aber ich will nichts wissen. Laß mich mit dieser Angelegenheit ungeschoren, sonst könnten unangenehme Dinge ans Tageslicht kommen. Deine Frage beweist ja dein eigenes Mißtrauen. Mehr kann ich nicht sagen.“ Und wie so die unausgesprochenen Schlussfolgerungen noch alle heißen.

Ein Achselzucken ist in der Gebärdensprache das gleiche, was im mündlichen Verkehr eine Andeutung ist. Man sagt nur wenig, nur ein paar Worte, aber gerade dieses Wenige läßt sehr viel ahnen. Man deutet nur an, aber diese Andeutung genügt, um die waagehaltigsten Vermutungen zuzulassen. Man spricht nur drei Worte, wo zehn Worte genügen würden, um jedes Mißverständnis aus der Welt zu schaffen.

Gerade dieses Achselzucken, dieses bedeutsame Schweigen, dieses Reden in verhüllten Andeutungen ist ungezählte giftige Samenfrüchte aus, die erschreckend schnell emporzischen und überall plaggreifen. Mißtrauen, Verleumdung, Haß, Zwietracht, das sind die Giftblumen, die aus diesem Samen erprießen. Oft genügt solch ein winziges, in den Wind verstreutes Samenfrucht, um den guten Ruf, die gesellschaftliche Stellung, das Lebensglück eines Menschen zu vernichten.

Darum wollen wir es uns zur Pflicht machen, entweder gänzlich zu schweigen oder uns klar und offen auszusprechen. Nur kein Achselzucken, kein halbes Wort, keine Andeutung! Damit würden viel heimlicher Kummer, viel Fehde und Groll, viel Mißverständnisse und viel Feindschaft mit einem Schläge aus der Welt geschafft werden.

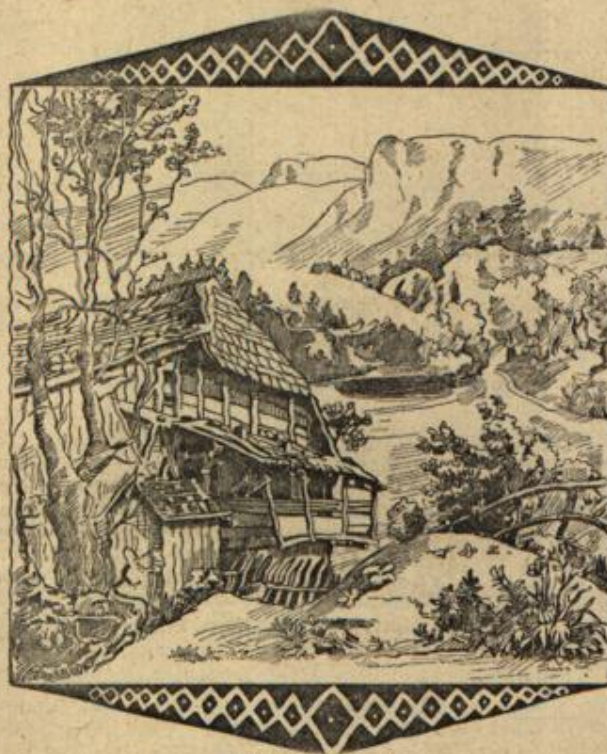
Georg Weisbach.

Reiterlied.

Feinslieb ist meine Lanzenwehr,
 Mein Hab und Gut ist nur die Ehr',
 Hab dran nicht schwer zu tragen.
 Kommt es morgen oder heut zur
 Schlacht,
 Ist es am Tag, ist's bei der Nacht:
 Ich werd' mich rechtlich schlagen!
 Frag' nicht, wie groß des Gegners
 Hauf,
 Ob vor mir blißet Lauf an Lauf,
 Hör' ich mein lieb's Signale:
 „Die Schentel ran, die Schentel ran!
 Nun laufe, Köhlein, was es kann
 Zu Tale, ja, zu Tale!“

Attade! hei, o wilde Duß!
 Mein Lanzenlieb, fest an der Brust,
 Sehnt sich nach blut'ger Weiße,
 Will kosten nicht in träger Ruh.
 Attade! Dann bist Köhlein du,
 Das Erste in der Reihe!
 Und reit' der Tod mir in die Duer,
 Bläst: „ab vom Pferd!“ schwingt
 seinen Sveck,
 Und reißt mir weg die Fügel,
 Hör' ich nur noch den Siegeskrei,
 Dann folg' ich gern. Was ist dabei?
 Ein Kreuz steht mehr am Hügel!
 Fr. P. Kürten-Düren.

Bezirgsbild.



Wo ist der Bauer?

Unsere Bilder

Die Deutsche Kriegsausstellung in Berlin. In den Ausstellungshallen am Zoologischen Garten wurde kürzlich eine Ausstellung eröffnet, die einen Überblick über die Kriegs- und Vernichtungswertzeuge gibt. Russische, französische, englische, belgische, japanische und serbische Kriegsgewehre sind hier vereint, und die Panzerautomobile, Riesengeschütze und Riesengeschosse, Mörser und Minenwerfer, Panzerflugzeuge und Handwaffen reden eine eindringliche Sprache von den Schrecken des Krieges. In 20 Gruppen sind Tausende von Ausstellungsgegenständen hier vereint.

Alfred Hg, früher langjähriger Minister und Vertrauter des Kaisers Menelik von Aboessinien, starb in Zürich im Alter von 62 Jahren. Der Verstorbenen stammte aus dem Kanton Thurgau, studierte Maschinenbau und kam nach Aboessinien. Dort lernte ihn der Kaiser Menelik kennen, dessen Vertrauen er in so hohem Maße gewann, daß er dessen Minister und Berater wurde. Er baute Straßen und Brücken, errichtete Waffen- und Munitionswerkstätten, mußte aber 1907 infolge französischer Intrigen seinen Posten verlassen.

Der englische Oberbefehlshaber der Gallipoli-Armee, Generalleutnant Sir Archibald Murray, der als Nachfolger des Sir Charles Monro die Verantwortung für den letzten Akt der Dardanellen-Tragedie übernommen hatte.

Professor Dr. Hermann Klaatsch, bedeutender Anthropologe, starb im Alter von 53 Jahren. Er bekleidete seit 1907 das Lehramt für Anatomie und Anthropologie an der Breslauer Universität, war Vorkursor der dortigen Ethnologischen Sammlung und hat sich besonders durch seine scharfsinnigen Werke über die Australier und die fossilen Menschenrassen der Eiszeit bekannt gemacht. Der viel zu früh erfolgte Tod dieses Gelehrten ist ein schwerer Verlust für die anthropologische Forschung, die ihm viel verdankt.

Der Schauplatz des Gallipoli-Abenteurers, das mit der endgültigen Räumung der Halbinsel endete. An Stelle der Einnahme von Konstantinopel besetzte der Viererband die unbefestigte neutrale Hafenstadt Saloniki, sowie einige gleichfalls unbefestigte griechische Inseln.

Der älteste Matrose der deutschen Marine, Kriegsfreiwilliger Paul Merseburger aus Betgersheim bei Leipzig. Er wurde am 4. September 1857 in Leipzig geboren und entstammt einer Buchhändlerfamilie. Als Siebzehnjähriger ging er zur See, machte eine fünfjährige Reise in den chinesischen Gewässern und diente darauf als Einjährig-Freiwilliger in der Kriegsmarine. Nach Erreichung des Patents als „Schiffer für große Fahrt“, womit die selbständige Führung eines Überseeeschiffs verbunden ist, ging er wieder zur See, bis er sich nach 25jähriger Fahrt nach Leipzig zurückzog. Der Krieg erweckte auch in dem fast 60jährigen Seemann den Drang, seinem Vaterland zu dienen, er meldete sich als Freiwilliger, und nach mancherlei vergeblichen Bemühungen wurde er auf Fürsprache seines früheren Vorgesetzten, des jetzigen Vizeadmirals v. Kirchhoff, in Wilhelmshaven zum Borddienst eingeeffnet.



Der älteste Matrose der deutschen Marine. (Mit Text.)

tage? — Alles dies half dem armen Oberst nichts. So wie er war, mußte er einsteigen, und der Wagen durchmaß die gewaltige Entfernung zwischen Warschau und Borna. Dasselbst angelangt, mußte er sich überzeugen, daß jene Depeche die Wahrheit verkündigt, dann wurde er auf demselben Wege zurückgebracht. Sofort hatte er sich beim Bizekönig zu melden. — „Nun, ist Borna unser, lieber Oberst?“ — „Es ist wahr, Eure“, murmelte dieser mit heimlichem Zähneknirschen. — „Nun, da nimm diesen kleinen Botenlohn!“ Damit überreichte Konstantin dem Oberst eine goldene, mit Edelsteinen besetzte Dose. — Diakonoff verfiel infolge der Strapazen der Reise in eine lebensgefährliche Krankheit.

Gemeinnütziges

Das Bassin der Petroleumlampe darf, um eine Explosionsgefahr zu vermeiden, nur bis 3 Zentimeter vom oberen Rande entfernt gefüllt werden.

Ein Kniff für die Herstellung eines besonders schönen Streuselkuchens. Schlesien ist bekanntlich das Heimatland des Streuselkuchens, der sich in der ganzen Welt eingebürgert hat und, wie man sagt, auch auf dem kaiserlichen Kaffeetische nicht fehlen darf. Der deutsche Kaiser soll als jungverheirateter Prinz den Streuselkuchen in Breslau kennen und schätzen gelernt haben und ihn seitdem allem andern Kuchen vorziehen. Und wahr ist's, nirgends wird so guter Streuselkuchen gebacken wie in Schlesien, und gar manche Hausfrau zerbricht sich den Kopf darüber, wie die Schlesier es anstellen, daß der Streusel so hoch und locker und dabei weich und mild ist, während er bei ihr gar so leicht zerfließt und hart wird, trotzdem sie das echte Rezept: gleiche Teile rohe Butter und feines Mehl, Zucker und Zimt nach Geschmack, das ja an Einfachheit nichts zu wünschen übrig läßt, benützte. Der Fehler liegt gewöhnlich im viel zu reichlichen Zuderzusaß und Weglassen zweier Kniffe, die gern geheim gehalten werden. Die schlesische Hausfrau nimmt zum Streusel nur wenig Zucker und niemals Farin, sondern Puderzucker, dem sie des feineren Geschmades wegen einen Kaffeelöffel voll Vanillenzucker zusetzt. Damit der Streusel recht hoch und locker wird, nimmt sie ein halbes Päckchen Backpulver unter die Masse, es recht gut darin vermischt. Die Hauptsache ist, daß das Backpulver kurz vor dem Bestreuen und Baden der Kuchen unter den Streusel gemengt wird und nicht etwa längere Zeit damit steht. Wer einmal auf diese Art Streuselkuchen gebacken, wird diese beiden einfachen Kniffe nicht wieder weglassen wollen und mit solchem Streusel immer Ehre einlegen. M. K.

Demooße Obübäume lassen ein gesundes Wachstum nicht zu, da die Moosbildung ein Torso für Ungeziefer und dessen Brut ist. Durch Kalkanstrich allein erreicht man nicht viel. Man bestreiche Stamm und Aste mit 20 bis 30prozentiger Karbolineumlösung an. Für das junge Holz darf nur 15prozentige Lösung genommen werden.

Gegen die überwinterten Blattläuse wendet man mit Erfolg Brennspiritus an. Ein Anstrich dieses Mittels ist ebenso wirksam wie Petroleum. Er verfliehet jedoch schneller wie dieses und kann deshalb an frischen einjährigen Trieben, welche immer empfindlich sind, keinen Schaden anrichten.

Allerlei

Bittige Komreise. „Wie haben Sie nur Rom in zwei Tagen sehen können?“ — „Ganz gut! Meine Frau ging in die Kaufläden, meine Tochter in die Museen, und ich machte die Tour durch die Restaurants. Am Abend haben wir dann unsere Beobachtungen ausgetauscht.“

Ich halte es mit der Frau. In Joseph II. gelangte ein das Gesicht eines Wiener Fabrikanten um Erlaubnis zum Bau einer Fabrik, zugleich mit dem Ersuchen um einen Geldvorschuß, da seine Frau ihr Vermögen dazu nicht hergeben wolle. Joseph setzte darauf folgenden Bescheid: „Ich halte es mit der Frau. Joseph.“

Eine unfreiwillige Reise. Konstantin Pawlowitsch, Großfürst von Rußland, weiter Sohn des Zaren Pauls, war der Typus eines rücksichtslosen, seinen Launen nachgebenden, wilden Slavenfürsten. Dafür ein Beispiel. Im Jahre 1828 erwartete im Audienzsaale des Belvedere zu Warschau eine Menge Zivil- und Militärbeamten die Ankunft Konstantins, des „Bizekönigs von Polen“. Man sprach, lebhaft vor dem damals entbrannten russisch-türkischen Kriege, besonders von der Belagerung von Borna. Viele zweifelten daran, daß die Russen es je einnehmen würden. Unter diesen Zweiflern befand sich auch ein Oberst Diakonoff, der an demselben Tage eine geliebte Braut heimführen wollte. Unvorsichtigerweise fuhr er in seinen Bedenken fort, als dem erschienenen Bizekönig eine Depeche überreicht wurde, welche die Einnahme von Borna (1. Oktober 1828) meldete. Nach beendeter Audienz wollte der Oberst zu seiner Braut eilen, da hielt ihn ein Hofbeamter mit unendlichen Glückwünschen zu seiner Verbindung auf. Endlich machte er sich von dem widerwärtigen Schwäger frei. Als er vor die Schloßtür trat, fand er einen leichten Wagen mit drei Kosaken vor. Ein Bereiter näherte sich dem Obersten und forderte ihn auf, einzusteigen. Vergebens weigerte er sich. Es sei strenger Befehl des Bizekönigs, wurde ihm geantwortet. — „Und wohin soll die Reise gehen?“ — „Nach Borna!“ — „In dieser leichten Kleidung? An meinem Hochzeit-

Reifenrätsel.

A				A	
A	B	B	E	E	I
	I	I	K	K	
	L	L	N	N	
R	R	R	R	S	S
S				U	

Wiberrätsel.

Die sich entsprechenden beiden sechsseitigen kentrischen und waagrechten Reihen ergeben:

- 1) Einen Derräthel.
 - 2) Eine europäische Hauptstadt.
- Die beiden inneren vierseitigen kentrischen und waagrechten Reihen bezeichnen:
- 1) Einen jüddeutschen Fluß.
 - 2) Einen alt-holländischen Romm.
- Julius Fald.

Ausführung folgt in nächster Nummer.

Auslösungen aus voriger Nummer:
 Des Logogriffs: Anne, Tanne, Tonne. — Des Rätsels: Aker, Sand, allerhand.
 Des Rätselsprung: Freund, hast du dies Problem gelöst, dann rufe dich zu großem Talent!

Alle Rechte vorbehalten.

Verantwortliche Schriftleitung von Ernst Pfeiffer, gedruckt und herausgegeben von Geiner & Pfeiffer in Stuttgart.